

Die Neue Welt

Nr. 34

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1901

• • Hans und Peter. • •

Roman von Guy de Maupassant. Frei übertragen von Georg Freiherr von Ompteda.

(Fortsetzung.)

Pflichtlich kam wiederum das Bedürfnis über Peter, allein zu bleiben, um nachzudenken, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen, um diese entsetzliche Möglichkeit offen, ohne Hinterhalt, ohne Schwäche zu überlegen. Und das kam so zwingend über ihn, daß er aufstand, ohne sogar sein Glas Schnaps ausgetrunken zu haben, dem zu Tode erschrockenen Apotheker die Hand drückte und wieder in den Nebel der Straße untertauchte.

Er sagte sich: „Weshalb hat der Maréchal nur dem Hans sein ganzes Vermögen hinterlassen?“

Seht man es seine Eifersucht mehr, weshalb er danach forschte, nicht mehr jene etwas niedrige Luft, die er in sich fühlte und gegen die er seit drei Tagen ankämpfte, sondern das Entsetzen vor etwas Furchtbarem, der Schreck, selbst glauben zu müssen, daß Hans, daß sein Bruder der Sohn jenes Mannes sei.

Nein, er glaubte es nicht. Er konnte sich diese sträfliche Frage gar nicht stellen. Aber er mußte tiefen Leiden, so unwahrscheinlichen Verdacht ganz von sich abwälzen, ein für allemal. Er mußte Licht haben, Gewißheit. Er mußte die Sicherheit seines Herzens wiedergewinnen, denn er liebte nur seine Mutter auf dieser Welt.

Und wie er ganz allein durch die Nacht irrte, suchte er in seinen Erinnerungen, mit seiner Vernunft genau Alles festzustellen, was die Wahrheit ans Licht brachte. Dann wäre Alles aus, er wollte nicht mehr daran denken, nie wieder, und schlafen gehen.

Er überlegte: „Wir wollen erst einmal die Thatsachen feststellen, dann will ich mir Alles in's Gedächtnis rufen, was ich von ihm weiß, von seinen Benehmen gegen meinen Bruder und mich, Alles, was zur dieser Bevorzugung hat führen können. Er hat Hans geboren werden sehen? Ja, aber er kannte mich schon früher. Hätte er meine Mutter in stiller, stummer Zurückhaltung geliebt, würde er mich lieber gehabt haben, denn durch mich, durch den Scharlach, den ich hatte, wurde er der intime Freund meiner Eltern. Also mußte er nachgedrungen mich wählen, für mich eine stärkere Zuneigung haben. Es sei denn, daß er für meinen Bruder, als er ihn heranwachsen sah, eine Neigung, eine unwillkürliche Vorliebe empfunden.“

Nun suchte er in seinem Gedächtnis mit verzweifelter Anstrengung aller Sinne, alles Nachdenkens, diesen Mann wieder vor sich zu sehen, ihn wieder aufleben zu lassen und ganz zu durchdringen, diesen Mann, der, seinem Herzen fern stehend, während all' dieser Jahre in Paris ihm vor Augen gewesen war.

Aber er fühlte, daß das Gehen, die leise Er-

schütterung und Bewegung ihn im scharfen Nachdenken störte, die Sicherheit seiner Gedanken, ihre Tragweite hemmte und sein Gedächtnis verschleierte.

Er mußte irgendwo in der Einsamkeit, in der Weite sein, um auf die Vergangenheit und die Ereignisse, die er nicht kannte, einen scharfen Blick zu werfen, dem nichts entging. Und er beschloß, sich wieder an den Strand zu setzen, wie vor ein paar Tagen in der Nacht.

Als er sich dem Hafen näherte, hörte er nach dem offenen Meer zu einem kläglichen dumpfen Schrei, wie das Gebreüll eines Stieres, aber länger und lauter. Es war der Ton einer Sirene, der Ruf der Schiffe im Nebel.

Ein Schauer traf ihn und zog ihm das Herz zusammen. In seiner Seele und in seinen Nerven hatte dieser Schrei der Verzweiflung einen Widerhall gefunden, als hätte er ihn selbst angestoßen. Nun stöhnte wieder eine andere Stimme etwas weiter entfernt, dann stieß ganz nahe die Hafensirene als Antwort einen herzzerreißenden Schrei aus.

Peter eilte mit schnellen Schritten an den Hafendamm, ohne noch über irgend etwas nachzudenken, nur glücklich, in diese traurige, heulende Dunkelheit zu tauchen.

Als er an der Spitze der Mole saß, schloß er die Augen, um die elektrischen Lichter, die vom Nebel verschleiert waren, nicht zu sehen, die Lichter, die es möglich machen, daß man auch bei Nacht den Hafen gewinnt, noch auch das rothe Licht des Leuchtturms am südlichen Hafendamm, das man jedoch kaum erkannte. Er wendete sich zur Hälfte herum, stützte die Ellbogen auf den Stein und verbarg das Gesicht in den Händen.

In seinen Gedanken klang, ohne daß er das Wort ausgesprochen hätte, als riefte es ihn fortwährend, als wolle er immer seinen Schatten heraufbeschwören: „Maréchal! Maréchal!“ Und im Dunkel, als er die Lider geschlossen hatte, sah er ihn plötzlich genau so vor sich stehen, wie er ihn gekannt. Er war ein sechzigjähriger Mann, mit weißem, spitzgeschnitzenem Bart und gleichfalls weißen, starken Augenbrauen. Er war nicht groß, nicht klein, sah freundlich aus, seine grauen Augen blickten weich, er benahm sich bescheiden wie ein einfacher, zartfühlender, braver Mensch. Peter und Hans nannte er: „Meine lieben Kinder.“ Und wie hatte er ihnen vor dem Anderen vorgezogen, wenn sie alle Beide zu ihm zum Essen kamen.

Und Peter begann mit der Beharrlichkeit eines Hundes auf früherer Jagd sich alle Worte, Bewegungen, Betonungen, Blicke dieses Mannes wieder zu vergegenwärtigen, der von der Erde verschwunden war. Allmählig erinnerte er sich seiner genau wieder,

wie er seinen Bruder und ihn in seiner Wohnung in der Rue Tronchet zum Essen empfing.

Zwei Mädchen bedienten, Beide alt, die seit langer Zeit wahrscheinlich sich angewöhnt hatten, „Herr Peter“ und „Herr Hans“ zu sagen.

Maréchal streckte den beiden jungen Leuten die Hand entgegen, dem Einen die Rechte, dem Anderen die Linke, wie sie gerade eintraten.

„Guten Tag, liebe Kinder!“ sagte er. „Habt Ihr Nachricht von Euren Eltern? Mir schreiben sie ja nie.“

Man sprach leise und intim von gewöhnlichen Dingen. Bei diesem Mann gab es nichts Außergewöhnliches, aber er besaß viel Liebenswürdigkeit, Reiz und Zauber. Er war wirklich für sie wie ein guter Freund, einer jener guten Freunde, an die man kaum denkt, weil man ihrer so sicher ist.

Nun kamen Peter allerhand Erinnerungen. Manchmal, wenn er sah, daß er Sorgen zu haben schien, hatte ihm Maréchal, der wußte, daß er als Student nicht viel zu verkümmern hatte, Geld angeboten und geborgt, vielleicht ein paar hundert Franken, die von beiden Seiten vergessen und nie zurückgegeben worden waren. Der Mann hatte ihn also immer gern gehabt, hatte immer an ihn Interesse genommen, da er sich um seine Bedürfnisse gekümmert. Ja, aber dann, warum hinterließ er dann Hans sein ganzes Vermögen? Nein, er war damals niemals gegen den Jüngeren zärtlicher gewesen, als gegen den Ältesten, hatte sich nie mehr um den Einen gekümmert, als um den Anderen, hatte sich nie gegen Diesen herzlicher gezeigt, als gegen Jenen. Ja, aber dann — dann? Dann mußte er doch einen geheimen, ausschlaggebenden Grund gehabt haben, um Hans Alles zu geben und Peter Nichts.

Je mehr er darüber nachdachte, je mehr er die vergangenen Jahre wieder durchlebte, desto unwahrscheinlicher, unglaublicher ward ihm der Unterschied, den er zwischen ihnen gemacht.

Und ein stechender Schmerz, eine unerklärliche Beklemmung überkam ihn, so daß ihm das Herz flatterte, wie eine Flagge im Wind. Es war ihm, als wäre die Spannkraft seines Herzens gebrochen, als strömte das Blut frei in großen Fluthen hindurch und verjette es in gewaltige Aufregung.

Da flüsterte er in unbestimmten halben Worten wie im Traum vor sich hin: „Ich muß es wissen, mein Gott, ich muß es wissen.“

Er suchte sich jetzt noch weiter zurück zu versenken in die Zeit, wo seine Eltern in Paris wohnten. Aber die Züge wurden undeutlich, so daß seine Erinnerung sich vermischte. Er wollte sich vor Allem entsinnen, ob Maréchal blondes, braunes oder schwarzes Haar gehabt. Er konnte es nicht mehr. Das Aus-

sehen dieses Mannes, wie er zuletzt gewesen als Greis, hatte jede andere Erinnerung vermischt. Und doch erinnerte er sich, daß er schlanker gewesen, daß er eine weiche Hand gehabt, daß er ab und zu Blumen gebracht. Ja, sehr oft, so daß sein Vater unangenehm sagte: Wieder ein Bouquet! Aber das ist ja eine Berrücktheit, lieber Freund. Sie werden sich noch an den Rosen erinnern."

Marschal antwortete: "Lassen Sie doch, es macht mir solchen Spaß."

Blüthlich schloß ihm die Stimme seiner Mutter durch's Gedächtniß, so genau, daß er meinte, sie zu hören, wie sie lächelte und sagte: "Danke, lieber Freund." Sie mußte die drei Worte wohl oft gesagt haben, daß sie sich so in des Sohnes Gedächtniß gegraben.

Marschal brachte also Blumen. Er, der reiche Mann, der Herr, der Kunde, dieser kleinen Ladenfrau, der Gattin des bescheidenen Goldarbeiters. Sollte er sie geliebt? Wie wäre er der Freund dieser Kaufleute geworden, wenn er die Frau nicht geliebt! Er war ein kluger Mann gewesen von seiner Bildung. Wie oft hatte er nicht über Dichtung und Dichter gesprochen mit Peter. Er beurtheilte die Schriftsteller nicht als Künstler, sondern als begabter Strohacker. Der Doktor hatte oft über seine Ueberheblichkeiten, die er ein wenig thöricht fand, gelauscht. Heute begriff er, daß dieser etwas sentimentale Mensch niemals, aber auch nie der Freund seines Vaters hätte sein können, dieses so positiven Mannes, der fest auf der Erde stand und so hausbacken war, daß das Wort Poesie für ihn etwas Lächerliches hatte.

Also dieser Marschal, dieser junge, freie, reiche Mann, zu allerlei Liebesunternehmungen aufgelegt, war eines Tages zufällig in einen Laden gekommen, wo ihm vielleicht die hübsche Frau Gindrud gemocht. Er hatte etwas gekauft, war wiedergekommen, hatte mit ihr gesprochen, war von Tag zu Tag zutraulicher geworden und hatte durch häufiges Kommen das Recht sich erlangen, in diesem Haus seinen Platz einzunehmen, der jungen Frau zuzulächeln und dem Mann die Hand zu drücken.

Er hatte das erste Kind geliebt und verheiratet, das Kind des Juweliers, bis zur Geburt des anderen. Dann hatte er sein Scheinmädchen bewahrt bis zum Tode. Aber nun, wo sein Stab geschlossen, sein Leib zerfallen war, sein Name aus der Liste der Lebenden gelöscht, er für immer verschwunden, nun, wo es nichts mehr zu schauen gab, er nichts mehr besprechen und besprechen mußte, hatte er dem zweiten Kinde sein ganzes Geld hinterlassen. Warum? Der Mann war doch klug gewesen. Er hatte doch begreifen und vorhersehen müssen, daß es beinahe unmöglich war, daß man dadurch annehmen mußte, dieses Kind wäre seines. Er brachte also eine Frau um Ehre und Ruf. Wie sollte er das geschehen haben, wenn Hans nicht sein Sohn gewesen wäre?

Und plötzlich durchdrang eine ganz scharfe, fürchterliche Erinnerung Peter's Seele: Marschal war blond gewesen, blond wie Hans. Er erinnerte sich jetzt, früher ein kleines Miniaturbild gesehen zu haben, in Paris auf dem Kamin im Wohnzimmer, das jetzt verschwunden war. Wo war es hin? Verloren oder verkauft? Ach, wenn er es nur einen Augenblick hätte in der Hand halten können. Vielleicht hätte es seine Mutter irgendwo in einem Fach verborgen, wo man Erinnerungen bewahrt.

Seine Verzweiflung wurde bei diesen Gedanken so groß, daß er ein Schreien ausließ. Eine seiner Augen, die bei einem großen Lach von Marschal erloschen, und plötzlich heulte die Hafenfrau ganz nahe bei ihm, als ob sie ihn geißelt, ihn verflucht und nun ihn antwortete. Das Geräusch, das wie von einem übernatürlichen Ungelähmten kam, stärker als der Donner, ein wilder, juchender Schrei, um die Stimme von Kind und Mutter zu überdecken, klang in die Dunkelheit hinaus über das unsichtbare Meer, das unter den Nebelwolken verborgen lag.

Da erhoben sich in dem Dunkeln, weit oder nah, wieder Antennen in der Nacht. Er war ein

furchtbar, diese Schreie, die die großen, blinden Dampfer ausstießen.

Dann war tiefes Schweigen. Peter hatte die Augen geöffnet und blickte erstaunt um sich, aus seinem Träume erwacht.

"Ich bin verrückt," dachte er. "Ich verdächtige meine Mutter." Und ein Ansturm von Liebe und Zärtlichkeit, von Reue, Gebet und Verzweiflung überkam ihn. Seine Mutter, da er sie kannte, wie sie war, wie konnte er sie überhaupt in Verdacht haben? Lag das ganze Leben dieser einfachen, frommen, ehrlichen Frau nicht heller vor ihm, als klares Wasser? Wer sie gesehen und gekannt, mußte sie doch für erhaben über allen Verdacht halten. Und er, er, der Sohn, zweifelte an ihr. Ach, wenn er sie diesen Augenblick hätte in den Armen haben können, wie hätte er sie umschlungen, geküßt und geliebt, wäre vor ihr niederkniet, sie um Verzeihung zu bitten.

Sie sollte seinen Vater betrogen haben. Sie, seinen Vater! Er war ja gewiß ein braver, ehrlicher, trefflicher Mann, zuverlässig in Geschäften, dessen Geist aber doch nie über den Horizont seines Lebens hinausgekommen. Wie hatte nur diese Frau, die einst sehr hübsch gewesen sein mußte, — er wußte es und man sah es noch — die eine zarte, liebebedürftige, weiche Seele gehabt, sich mit einem Namen verloben und verheirathen können, der so verschieden war von ihr.

Warum sollte er sich den Kopf zerbrechen? Sie hatte eben geheiratet, wie junge Mädchen den vermögenden Mann nehmen, den ihr die Eltern vorschlugen. Sie hatten sich sofort einen Laden in der Rue Montmartre eingerichtet, und die junge Frau war Geschäftsfrau geworden. Die neuen Verhältnisse hatten sie ganz in Wahn geschlagen, das ausgeprägte, geheiligte, gemeinsame Interesse, das bei der Mehrzahl Kaufmannsleuten in Paris an Stelle der Liebe oder der Zuneigung tritt. Sie hatte begonnen zu arbeiten mit all' ihrer eifrigen, feinen Intelligenz, um das erträumte Vermögen zu verdienen. Und so war ihr Leben gleichmäßig ruhig, ehrenhaft, ohne Leidenschaft dahingeflossen.

Ohne Leidenschaft? War es überhaupt möglich, daß eine Frau niemals geliebt? Eine junge, hübsche Frau, die in Paris lebt, Mütter lieb, Schauspielerinnen beflusst, die in Liebesleidenschaft auf der Bühne sterben. Konnte sie von der Jugend bis zum Alter ihr Leben hindringen, ohne daß nur ein einziges Mal sich ihr Herz gerührt? Bei einer Anderen hätte er es nicht geglaubt. Warum sollte er es bei seiner Mutter glauben?

Sie hatte gewiß auch geliebt, wie eine Andere. Warum sollte sie anders sein, wie die Uebrigen, wenn sie auch seine Mutter war?

Sie war jung gewesen mit aller idealen Schwachheit, die das Herz junger Wesen besüllt. Im Laden ihr Leben hindringend, an der Seite eines gewöhnlichen Mannes, der immer nur vom Geschäft redete, hatte sie geträumt vom Mondschein, Reisen, Küssen in dunkler Nacht. Und dann war eines Tages ein Mann in ihr Leben getreten, wie der Liebhaber in den Romanen, und hatte gesprochen, wie solche sprechen.

Sie hatte ihn geliebt. Warum nicht? Sie war seine Mutter! Nun, mußte man denn blind sein und so dumm, die Wahrheit nicht zu sehen, weil es sich um die Mutter handelte?

Hätte sie sich ihm hingeeben? Gewiß, da der Mann keine andere Geliebte gehabt. Gewiß, da er dieser Frau, auch in der Ferne und als sie alt geworden, treu geblieben. Gewiß, da er dem Sohn dieser Frau, dem Sohn von ihnen Beiden, sein ganzes Vermögen hinterlassen.

Und Peter stand auf, von einer solchen Wuth gepackt, daß er Jemand hätte wiedererschlagen mögen. Er lockte den Arm aus, öffnete weit die Hand mit dem Wunsch, Jemand anzupacken, zu stoßen, zu erdrücken. Wen? Alle! Seinen Vater, seinen Bruder, den Todten, seine Mutter.

Er zeigte sich in Gang, um hinzutreten. Was sollte er thun?

Als er an einem Thurm neben dem Signalmaß vorbeiging, klang ihm der grelle Schrei der

Sirene in's Gesicht. Er war so erschrocken, daß er beinahe gefallen wäre und bis an die Grandbrüstung zurückwich. Dort setzte er sich kraftlos gedrohen durch die Aufregung.

Der Dampfer, der zuerst antwortete, schien schon ganz nahe zu sein und tauchte am Hafeneingang auf, da Fluth war.

Peter wandte sich um und gewahrte sein dunkel verschleiertes, rothes Auge. Dann zeichnete er zwischen den Hafendämmen im Licht der elektrischen Scheinwerfer des Hafens ein großer, schwarzer Schatten ab. Hinter ihm klang die Stimme des Wächters im heiseren Ton eines alten Seemannes: "Wie heißt das Schiff?"

Und durch den Nebel klang die Stimme des Booten, der auf der Kommandobrücke stand, gleichfalls heiser zurück: "Santa Lucia."

"Laud?"
"Stalien."
"Hafen?"
"Neapel."

Und es war Peter, als sähe er vor seinen geblendeten Augen die Feuerarbe des rauchenden Vesuv, während zu Füßen des Vulkans in den Drangenhainen von Sorrent oder Castellamare Glühwürmchen flogen.

Wie oft hatte er von diesen Namen geträumt, die ihm geklungen waren, als kenne er diese Gegenden. Ach, wenn er doch fortgeblieben hätte, gleich fort irgendwohin und nie wiederkehren, nie schreiben, nie Nachricht von sich geben, was aus ihm geworden. Aber nein, er mußte zurückkehren, mußte in das Vaterhaus heimkehren und in seinem Bett schlafen.

Ach was, er wollte nicht heimkehren. Er wollte bis zum Morgen warten. Der Ton der Sirenen machte ihm Spaß. Er erhob sich und begann ihn und her zu laufen, wie der wachhabende Offizier an Deck. Ein zweites Schiff kam heran, hinter dem ersten, riesig, ganz räthselhaft, ein Engländer, der aus Indien wiederkehrte. Dann folgten noch mehrere, die alle, eins nach dem anderen, aus dem Schatten tauchten. Als dann die Feuchtigkeit des Nebels unmerklich ward, lebte Peter zur Stadt zurück. Er war so durstig, daß er in eine Matrosen-Kneipe trat, um einen Grog zu trinken. Und als die scharfe, heiße Flüssigkeit ihm Gaumen und Kehle nekte, fühlte er die Hoffnung zurückkehren.

Vielleicht hatte er sich doch getäuscht. Er kannte sich ja, wie seine Gedanken hin und her irrten — er hatte sich sicher getäuscht. Er hatte alle Beweismittel angehäuft, wie man gegen einen Unschuldigen die Unklage schrift aufstellt. Gegen einen Unschuldigen, der immer leicht zu verurtheilen ist, wenn man ihn für schuldig halten will. Wenn er erst einmal ausgeklappt hätte, würde er anders denken. Da kehrte er heim, um zu Bett zu gehen. Und alle Willenskraft zusammennehmend, schlief er endlich ein.

V.

Aber der Doktor fand kaum ein oder zwei Stunden Schlaf, einen Schlaf, der von Träumen gequält war. Als er in dem dunklen, warmen, geschlossenen Zimmer aufwachte, empfand er, ehe er wieder ganz Herr seiner Sinne geworden, jene schmerzliche Beklemmung, jene unangenehme Seelenstimmung, die in uns ein Kummer zurückläßt, über dem man eingeschlafen ist. Es ist, als hätte das Unglück, das uns am Tage vorher nur gestreift, während der Ruhe in unser Fleisch eingewühlt, das es nun peinigt und erschläft wie ein Fieber. Mit einem Male kam ihm die ganze Erinnerung wieder und er setzte sich aufrecht im Bett.

Nun begann er langsam sich alle Ueberlegungen die ihn am Hafendamm gestern, während die Sirene ihre Wehrufe ausstießen, gequält, wieder in Erinnerung zu bringen. Je mehr er nachdachte, desto weniger war er zweifelhaft. Er fühlte sich durch seine Logik fortgerissen, wie durch eine Hand, die uns zu unerträglicher Gewißheit hinstreift und unwiderrüchlich erwürgt. Er hatte Durst, ihm war heiß, sein Herz schlug. Er stand auf, um die Fenster zu öffnen und zu athmen. Als er aufrecht stand, hörte er durch die Wand ein leichtes Geräusch.

Hans schlief ruhig und schnarchte leise. Er

schleif! Jawohl, er hatte nichts davon geahnt, nichts davon empfunden. Ein Mann, der ihre Mutter gekannt, hätte ihm sein ganzes Vermögen hinterlassen, und er nahm das Geld und fand es ganz natürlich und richtig.

Er schlief den Schlaf der Reichen und Satten, ohne zu wissen, daß sein Bruder vor Kummer und Leid stöhnte. Und eine Wuth erhob sich in ihm gegen diesen nichtsahnenden, selbstzufriedenen Schläfer da drüben.

Am Tag vorher hätte er an die Thür geklopft, wäre hineingegangen, hätte sich an sein Bett gesetzt, hätte ihm in der Verstretheit seines plötzlichen Aufwachens gesagt: „Hans, Du darfst diese Erbschaft nicht behalten, weil sie unsere Mutter in Verdacht bringen und ihre Ehre antasten könnte.“

Aber heute konnte er nicht mehr sprechen, konnte Hans nichts mehr sagen, da er ihn nicht mehr für den Sohn seines Vaters hielt. Jetzt mußte er die Schmach, die er entdeckt, in seiner Seele verschließen, vor jedem fremden Auge den Flecken, den er gefunden, verbergen und dafür sorgen, daß Niemand, nicht einmal sein Bruder, vor Allem nicht sein Bruder, etwas davon merke.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Verkehrsmittel in der Poesie.

Von H. Thurow.

Nichts stimuliert die Phantasie so sehr, als das Bild der Bewegung. Ob hoch zu unseren Okeanos eine Schaar Zugvögel dahinzieht, oder zu unseren Füßen ein Wädelchen vorüberplätschert, oder auf weitem, uferlosem Meer ein Schiffskiel die Wogen schneidet, fast immer werden durch den Anblick dieser Erscheinungen besondere Vorstellungen oder doch Stimmungen in uns erweckt. Da aber unsere Phantasie, d. h. das Vermögen, gewisse Eindrücke zu bewußten Vorstellungen zu kombinieren, ein Hauptmoment der Poesie ist, so darf man sagen, daß diese letztere selbst durch die Bewegungsercheinungen in der Natur den bedeutendsten Impuls erhält. Schon die in der schöngestigen Literatur stereotyp wiederkehrenden Ausdrucksbilder, als die: „Wandernde Wellen“, „kreisende Gestirne“, „Schwingen des Traumes“ usw. zeigen die innige Wechselbeziehung zwischen der Poesie und den Erscheinungen der Bewegung, welche letztere sich ja, genauer betrachtet, als das Leben selbst darstellt. Die phantasiegevärtigen Klassiker des griechischen Alterthums verstanden bildlich die Kraft und den Aufschwung des poetischen Genies durch die lebendige Bewegkraft des geflügelten Pegasus, auf dem die Dichter zum Parnass ritten.

Wie der Mensch sich von jeher gerie als den Mittelpunkt der Schöpfung betrachtete, so auch als Mittelpunkt der Bewegung. Alles, was dazu beitragen konnte, seine Herrschaft über die in der Natur sich manifestirenden Bewegkräfte auszubehnen oder zu befestigen, mußte ihm, und zwar schon aus gewissen Nützlichkeitgründen, willkommen sein und wurde von ihm besungen. Denn Herrschaft über die mechanischen Kräfte der Natur hieß so viel, als Herrschaft über Zeit und Raum — eine Erkenntnis, die zwar erst in unserem Jahrhundert allgemeinste Verbreitung gefunden hat, aber doch schon zu den Zeiten des griechischen Alterthums bei den schöpferisch veranlagten Geistern sich Eingang verschafft hatte. Man kannte aus Homer die Apologie des Windes, der die „schnellen Schiffe“ treibt, und man erinnerte sich des bekannten oft zitierten Wortes von Aristoteles, daß, wenn die Weberhähnen von selbst hin und her fliegen, die Schaverei beseitigt werden könne. Es ist anzunehmen, daß dieser größte der griechischen Denker die Möglichkeit der Anwendung mechanischer Kraft zur Herstellung von Webstoffen nicht als ausgeschlossen erachtete, wozu auch um so weniger Grund vorgelegen hätte, als zu seiner Zeit schon die zum Zerstampfen von Trauben und Getreide dienende Wassermühle keine unbekanntere Einrichtung mehr war.

Die bedeutendste Förderung, die der Mensch von der fortschreitenden Dienstbarmachung der Natur-

kräfte zu erhoffen hatte, war jedenfalls die einer vermehrten Schnelligkeit seiner eigenen Vorwärtsbewegung. Die Poeten wenigstens hegten diesen Glauben, wenn auch ihre Himmel und Erde durchschweifende Phantasie oft sehr wenig Bekanntschaft mit den Grundproblemen der suchenden und prüfenden Wissenschaft verrathen mochte. Die Mythologien aller Völker sind reich an Fabelwesen, die mit der größten Schnelligkeit an die Stätten ihrer Wirksamkeit gelangen; die einen, indem sie wie die Sphären durch die Lüfte rüberrennen, die anderen, indem sie wie der mit Siebenmeilenstiefeln angeheime Däumling sich eines außerordentlich leistungsfähigen Gehwerkzeuges erfreuen. Man mußte sich über die ganze Psychologie dieser Fabel- und Märchendichtung sehr täuschen, wenn man nicht die Annahme berechtigt halten sollte, daß hier der Wunsch im Allgemeinen der Vater des Gedankens gewesen. Bei den schon genannten Geistesherden des alten Griechenlands, die in Bezug auf die höchsten und fernsten Ziele der menschlichen Entwicklung eigentlich Pessimisten waren, genossen nebst den Poeten, die den Pegasus ritten, nur die Götter das Privilegium größter Schnelligkeit auf ihren Reisen. Helios in seinem Sonnenwagen und Neptun in seinem von zwei kraftvoll ausholenden Meerperden gezogenen Gefährt gelangten innerhalb eines Tages von einem Ende der Welt bis zum anderen. Die Menschen, soweit sie nicht durch die allerintimste Bekanntschaft mit den Göttern begünstigt wurden, reisten gemächlicher und kletterten nicht Gefahr, den Athem zu verlieren. Gleichwohl waren die Schiffe, die sie trugen, oder das primitive Behältnis, auf dem sie in die Schlacht hinein rasteten, sehr oft der Gegenstand poetischer Darstellung. Jahrtausende lang war eigentlich das Schiff in all seinen verschiedenen Typen das allein in Betracht fallende Transportmittel, welches vermittelt Anwendung mechanischer Kraft, des Windes, in Betrieb gesetzt wurde. Schon weil es durch seine besondere Bauart, seine schaukelnde Bewegung auf der geheimnißvollen Meerfluth und noch durch andere Umstände sich besonders für poetische Produktionen eignete, ist es unendlich oft besungen worden und hat bis heute kaum etwas an seiner Bedeutung als dichterisches Bild oder Motiv verloren. Die Umgestaltungen und Veränderungen, denen die Schiffskonstruktion im Laufe der Zeit unterworfen war, ja selbst die Ersetzung des alten Bewegungsprinzips durch ein neues: die Einführung der motorischen Kraft an Stelle der mechanischen, scheint dieser Vorliebe der Poeten und ihrer Leser keinen Abbruch gethan zu haben. Nächst der eigentlichen Lyrik sind es besonders die dramatische und epische Gattung der Dichtkunst, in denen uns das Bild von Schiffen und Schiffen entgegentritt. Homer und Richard Wagner, Shakespeare, Victor Hugo und Jules Verne haben uns an Bord ihrer oft sehr verschiedenen Zielen zusteuern den Schiffe genommen, um uns das weite Meer ihrer Gedanken und Phantasien durchkreuzen zu lassen.

Berühmte der Dampf als neue, bisher ungenannte Triebkraft dem ganzen Industrie- und Verkehrsweisen einen neuen Impuls, so imprünte er auch der Poesie eine neue Bewegung. Der Wagen in seiner künmerlichsten Form, in seiner Gestalt als Schiebkarre, war schon von den alten Indern besungen worden. Das Lastfuhrwerk und die Chaise, der Omnibus und der Fiaker entgingen später dem Schicksal nicht, versifiziert zu werden. Tausendfach ist das Lob des alten Postwagens erklingen und noch heute erinnern manche wehmüthig-ernste Verse, wie das bekannte:

Sch bin vom Gotthardt
Der letzte Postillon . . .

an die Zeit, wo auf dem festen Lande der Transport von Personen und Waaren vornehmlich vermittelst der Pferdepost geschah. Aber der schon im ersten Viertel des vergangenen Jahrhunderts begonnene Bau von Eisenbahnen hätte in Bezug auf die gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen nicht ganz neue und ungeahnte Perspektiven eröffnen müssen, um nicht zu veranlassen, daß sich auch die neuen Verkehrsmittel bald das Interesse der Poeten zuwandte. Wenn diese letzteren nicht gleich kräftig

in die Saiten ihrer Leier griffen, um die neue Erfindung nach Gebühr zu preisen, so war das weniger dem geringen Grade der maschinellen Entwicklung überhaupt — und also auch des Eisenbahnwesens — als vielmehr dem Umstande zuzuschreiben, daß in der Literatur eine Schule das Scepter führte, die für eminent praktisch-reale Dinge einen sehr geringen Sinn beizubete: Die Schule der Romantik.

Die deutschen Klassiker, deren Wirkungsperiode im Allgemeinen in die Zeit vor dem Maschinenzeitalter fällt, hatten die Eisenbahn nicht mehr gekannt. Oder die auf Verwendung von Motorkraft für den Wagenverkehr abzielenden Versuche waren zu ihrer Zeit noch so wenig vorgeschritten und praktisch gediehen, daß aus ihren poetischen und philosophischen Motiven dasjenige des Dampfes von selber ausschied. Selbst Altmeister Goethe, der alle seine Parnasskollegen, wie Klopstock, Wieland, Lessing, Herder und Schiller, weit überlebte und im Uebrigen ein scharfes, glückliches Auge für das mannigfache Wirken und Weben der in der Natur schlummernden Kräfte hatte, hat nirgends eine Meinung über das Problem der Eisenbahn in seine Betrachtungen eingeflochten. Daß der Dichter des „Faust“ aber speziell für technische Dinge immer ein lebhaftes Interesse beizubete, möge man in „Dichtung und Wahrheit“ nachlesen, wo er uns in einem der ersten Kapitel über seine und seiner Altersgenossen fruchtlose Versuche berichtet, mit Hilfe eines Spinnrades und einiger Arzneifläschchen eine Elektrifizierung herzustellen. In dem gleichen Buche finden sich Betrachtungen über ein komplizirtes Maschinenwerk einer Sensenschneide, sowie über Glashütten und Eisenwerke im Elsaß.

Inmerhin war es ein Dichter der klassischen Richtung in der Literatur, Chamisso, welcher, soweit es bekannt geworden ist, in Deutschland zuerst die Dampfbahn in die Poesie eingeführt hat, während die Romantiker, wie Tieck in seinem „Hegen-sabbath“ oder Hoffmann in den „Serapionsbrüdern“, sich vorwiegend mit der Behandlung von allerley Spuk- und Gespenstertönen beschäftigten. Im Jahre 1830, also ehe noch die von Stephenson seit 1814 erbauten Lokomotiven in Deutschland zu kursiren begonnen hatten, schrieb Chamisso sein Gedicht: „Das Dampfrohr.“ In diesem pries er in Form eines Dialoges zwischen einem Hufschmied und einem Koller — der letztere personifizierte den die Naturkraft untersuchenden Menschengestalt — die riesige Leistungsfähigkeit des neuen Verkehrsmittels, mit welchem man die Zeit selbst überholen werde. Darin berührte der weischaunende Dichter zugleich, wenn auch sehr aphoristisch, die seitdem immer wieder aufgeworfene und diskutirte Frage, welche gesellschaftlichen Vortheile oder Verhängnisse sich an die praktische Einführung der neuen Erfindung knüpfen würden. In den zwei letzten Strophen läßt der Poet sich den Hufschmied beim Koller darnach erkundigen, ob „der Kurs, der jetzt so schwankend sich zeigt“, falle oder steige; und ferner, ob es weise sei, „auch Rothschild Häuser zu bauen“ — Fragen, auf die der davonsürmende Gebieter Dampf die Antworten schuldig bleibt.

Mitte der dreißiger Jahre begann auch in Deutschland die Idee des Eisenbahnbaues praktische Verwirklichung zu finden. 1835 begann man mit der Schienelegung auf der Teilstrecke Nürnberg-Fürth, die am 7. Dezember gleichen Jahres dem Verkehr übergeben werden konnte. Bald darauf wurde auch der Bau der Linie Berlin-Potsdam in Angriff genommen, deren Eröffnung am 29. Oktober 1838 erfolgte. Nun fing die neue Erscheinung an, auch für die Dichter aktuell zu werden. In einem Lied „An den Frühling 1838“, das so recht den nachdenklich-wehmüthvollen Geist seiner Muse athmet, aber dabei des sozialen Beigeschmacks nicht entbehrt, stazirt uns Nikolaus Lenau das Bild des keine idyllische Schönheit schonenden Dampfzuges:

Mitten durch den grünen Saum,
Ungeklärter Gast,
Früht die Eisenbahn herein . . .

Was wird das neue Ungethüm der Menschheit

bringen? Glück oder Unglück, Fluch oder Segen, Freiheit oder Sklaverei?

Gieder Leuz, ich frage dich,
Golt, wie er vertraut,
Dier der Mensch die Freiheit sich,
Die ersuchte Braut?"

Ober sind die Hoffnungen, die sich an diesen ungeahnten technischen Fortschritt knüpfen, irrtige?

Nicht der alte Fesselschmied
Sitzt von Land zu Land,
Hämmern, schweißend Stiel an Stiel
Unser Eisenband?"

Da jedoch der Reiz zu diesen an ihn gestellten Fragen freudvoll lächelt und Ansehn und Finken- schlag nicht verschmähen wollen, glaubt der Post sich berechtigt, der sich nun in einer stark veränderten Richtung vollziehenden Zeitentwicklung ein günstiges Prognose zu stellen.

Ein weniger bekannt gewordener, aber sehr realistisch schildernder Dichter, Friedrich Thieme, kennzeichnet etwas später den Eindruck, den ihm ein vorbeibräusender Eisenbahnzug gemacht hatte, in Versen wie die folgenden, die besonders durch die fast modern-naturalistische Stimmung, die sie durchweht, interessant erscheinen:

Wollen aus dem Schilde jagen,
Krächender des Aethens Klagen,
Sürzer seine Pulse schlagen!

Wie sie fliegen! Wälder, Städte,
Berge tanzen um die Weite
Um die Dientaugenfelte!

Flügel hat der Erde Schwere,
Lappland liegt im Mittelmeer,
Wo sie gleitet — die Regäre!

Wahr ist's, was die Märchen logen,
Dass der Mensch den Raum betrogen,
Weltenstiel angezogen!

Dass dem Geist, dem himmelsfühnen,
Nur gebannt die Erde dienen,
Nur in des Willens Schienen."

Glückliche Dichter, die das Zeitalter des Dampfes mit erleben konnten, die Zeuge wurden, wie der Mensch die Weltenstiele, die er früher dem Dämon...

... an seinen Neben, Sinnungen, fruchtbarren Hypothesen, glänzenden Perspektiven konnte Geist und Gemüth bei ihnen aufnehmen, als bei ihren unmittelbaren Vorgängern, deren gewaltiger Grüber und Pfadfinder, Almeister Goethe, sich in fast kindlicher Naivität über die durchgreifende Schnelligkeit der Pariser Posten so geäuert hatte. (Vergleiche „Dichtung und Wahrheit“, dreizehntes Buch.)

Heinrich Heine hätte nicht der scharfe Satiriker sein müssen, der er war, wenn ihm das Bild des blühenden dahinjauhelnden Dampfstromes nicht eine Seltsamkeit geliefert hätte, der Unerschlichkeit und geistigen Unbeweglichkeit eines unspatzen. Das hat er in dem Schicksaligen „Herd und Hiel“, in dem er in gelungener Weise namentlich die Dummheit persifliert. Der Schimmel und das Langohr sind Augenzeugen eines vorübergehenden Dampfstromes. Der Schimmel bellt sich in christlichen Gärten über die nun beginnende Vereisigung seiner Gärten durch die Maschine; aber der Hiel vertritt sich, dass seine Kunst jenseit von Gaus Dampf nicht wird aus dem Felde geschlagen werden, da sie keine Konkurrenz erdulden können.

Siege unabweisbar, wie die Natur,
Was auch der Hiel besetzt."

Mit der immer größeren Verbreitung der Eisenbahnen und angesichts der immer wichtigeren Rolle, die sie im Leben der Völker spielen, wächst natürlich auch die Zahl der Dichter, die sich mit ihnen beschäftigen. Es liegt natürlich weder in unserer Aufgabe, noch in unserer Macht, sie alle anzuzählen. Im Jahre 1858, am 21. August, verließ in Berlin die kaiserliche Lokomotive die im Jahre 1837 gegründete Dampfzweige Fabrik. Bei dieser Gelegenheit gab die Fabrik ihren 3000 Arbeitern und Angehörigen ein großes Fest, dem das ganze gelehrte, arbeiterliche und schenkerliche Berlin beizuwohnte. Unter Anderem war auch der große Alexander von Humboldt zugegen. In großen Reden wurde die technische Leistung, das gute Gelingen des Festes bei noch nicht vollständig angelegten Arbeiter-

schaft und dem noch nicht mit Stimmlichem Absolutismus erfüllten Unternehmertum — und noch einiges Andere gepriesen, das sich mit der vorherrschenden Denkweise der Zeit verung. Bei der Gelegenheit kamen auch zwei Namen wieder zur Geltung, die als diejenigen der wirklichen Entdecker der Triebeigenschaften des Dampfes halb vergessen waren: Papin und De Caus. War schon des Ersteren in den gehaltenen Reden erwähnt worden, so erinnerte an den Zweiten eine im Festzuge vorangetragene Tafel, die folgendes Gedicht enthielt:

De Caus sah sich drauf den Thekeffel an
Und jant und grübelte Nacht und Tag,
Wie man den Dampf wohl zu fesseln vermag,
Dass er als Sklave, als Trieb der Maschine,
Der ganzen Menschheit zum Nutzen diene.
Und als er gefunden die große Kunst,
Zu fesseln in Kesseln Dampf und Dunst,
Da kamen auch Andere hinterher
Und jamten und grübelten immer mehr,
Und fanden nach weiser Ueberlegung:
Das Heil unser Aller liegt in der Bewegung!"

Den neuern Poeten, bei denen naturgemäß die soziale Note stärker mitschwingt, als bei denen der älteren Schulen, wird das vorwärtsstürmende Dampfvesikel fast immer zum Symbol des sich von allen Fesseln befreienden und die Menschheit erlösenden Zeitgeistes. Einen Führer, der seine Maschine mit sicherer Hand durch die grünen Gelände zu fernem Zielen lenkt, läßt Ferdinand von der Saar die Worte ansetzen:

Doch vielleicht erfüllt schon morgen,
Morgen sich die große Zeit,
Die da enden wird die Sorgen
Einer schändlichen Dienstbarkeit."

Gerhard Hauptmann und Richard Dehmel haben ihrerseits, Jeder in seiner Weise, durch das Baggonfenster des dahinjauhelnden Zuges das schwanke Bild der sozialen Erscheinungen an sich vorbeiziehen lassen und über das Geschaute ihrer Phantasie freien Lauf gegeben. Das Mitte der Achtziger Jahre aus Hauptmann's Feder geflossene Poem: „Der Nachzug“ ist in seiner Bucht und Leidenschaftlichkeit ein Zeugnis jener begeisterten Dampf-

stimmung, die damals dem Dichter der Weber und einigen anderen Stürmern und Drängern des jüngsten Deutschland, Arno Holz vor Allen, innewohnte:

Lief in der Brust mir, da fängt es und klingt es,
Und lieber das Herz und die Pulse durchdringt es:
Ein wildes, ein brennendes Sehnen!"

Während Richard Dehmel uns das Innere einer vierten Klasse in gar trübem, fast lichtlosen Farben schildert, zumbert uns Henckell ein äußerlich malerisches Bild vor Augen: Ueber den Biadukt heran leuchtet schwebend und brausend das Dampfrohr; die grünen Augen leuchten in der Ferne. Der Schlot wirft die roten Rauchwolken, das Dampfventil den Dampf weit in die dunkle Nacht hinaus.

Auf einmal ahmet der Kolof
Mit süßholzer Sicherheit,
Schaben lauft das Riesenohr
Zum Ueberstich der Kraft befreit
Fera glüht der grünen Augen Brand;
Durch fust'rer Lammel Rauch und Kupf
Führt nach der Schönheit Sonnenland
Der Zug der Zeit sein Gemut."

Es braucht kaum hervorgehoben zu werden, daß auch in der Prosa, besonders im Roman, unsere modernen Verkehrsmittel, vor Allen die Eisenbahn, ein immer häufigeres Sujet der Darstellung werden. Man denke an Zola's gewaltigen Roman „La Bête humaine“ (die Bestie im Menschen), der eine sich in epischer Breite gestaltende, von eingehendstem Studium zeugende Schilderung des Bahnerlebens und dessen mannigfachen Folgen und Begleiterscheinungen repräsentiert. Auch in dem bekannten Roman „Quarantaine“ sind die diesbezüglichen Schilderungen des Verfassers von einer realistischen Kraft und Treue, die uns vollständig gefangen nimmt. Da wir gerade von einem französischen Autor reden, möge hier noch kurz bemerkt werden, daß die Poesie jenseits des Rheines immer eine bewertenswerthe Rolle für Alles beinhalten, das irgendwie auf dem Felde schärferer Fortbewegung des menschlichen Verkehrsgeistes zum Ausdruck kommt. So ersucht sich seit Jahrhunderten die auch heute noch unermüdete Idee des leibhaften Luft-

schiffes ihres regsten Interesses. Cyrano de Bergerac, jener famose Burleskenichter, der neuerdings durch Edmond Rostands Bühnenwerk wieder zu einiger Berühmtheit gelangte, beschrieb in seiner „Histoire comique des états et empires de la lune“, ein eigenartiges Verkehrsmittel, dessen sich die Reisenden auf ihren Fahrten zu jenen Staaten und Reichern des Mondes bedienten, nämlich eine mit Rauch gefüllte Kugel. Das war, hundert Jahre vor Montgolfier, die Andeutung des nach diesem Erfinder benannten Prinzips der Luftschifferei. So kann die dichterische Phantasie die Bahnen kreuzen, denen die Wissenschaft tastend und unsicher folgt. Der Marquis d'Argenson (1694—1757) seiner Zeit Staatsminister in Frankreich, opferte auch der dichterischen Utopie, als er der Hoffnung Ausdruck gab, daß man einst ebenso schnell nach Californien, als von Paris nach Versailles gelangen werde; daß der Mensch eines Tages durch die Luft fliegen und den Vögeln in ihrem eigensten Bereich den Sieg abwendig machen könne.* Später haben Victor Hugo (in „Plein ciel“) und besonders Jules Verne in seinen bekannten phantastischen Himmelsreisen den Gedanken des Durchflutens der Luft umgereicht zu machen gesucht. Ein anderer sich vorwiegend mit sozialen und philosophischen Themen beschäftigender Dichter, Sully Prudhomme, verherrlicht in einem 1878 erschienenen, von hohem sittlichen Ernst getragenen Poem: „Le Zenith“, den segensreichen, ewig unzerstörbaren Gang des Menschengeltes, hinauszustreben über die Grenzen der heute begriffenen Wirklichkeit. Das Gedicht war den Insassen des gleichnamigen Ballons gewidmet, die bei einem Aufstieg einen tragischen Tod gefunden hatten.

Schließlich sei daran erinnert, daß wir auch in der deutschen Literatur einige Poeten zählen, die uns ihre Meinung über dieses Verkehrsmittel der Zukunft, das Luftschiff, nicht vorenthalten haben. Die Einen, indem sie das neue Phänomen begrüßten, die Anderen, indem sie dasselbe als eine Entweihung des letzten großen Abfalls, in das fahrende, unbedürftige Seele des Dichters reifen könne, den blauen Welttraum, beklagten. Wir denken hier an die humorvolle Kontroverse zwischen Justus Kerner und Gottfried Keller.

In seinem 1845 gedichteten Liebe: „Unter dem Himmel“ gab der Ertere der Befürchtung Ausdruck, daß bald der „unselige Traum des Fliegens“ durch die Fortschritte der Luftschifferei realisiert werden könnten. Er begründete seine Abneigung gegen die letztere durch folgende Reflexionen:

Schau' ich zum Himmel, zu gewahren,
Warum's so plötzlich dunkel sei,
Erblick' ich einen Zug von Waaren,
Der an der Sonne schiffet vorbei."

Fühl' Regen ich beim Sonnenscheine,
Such' nach dem Regenbogen fest,
Ist es nicht Wasser, wie ich meine:
Wurde' in der Luft ein Delfin fest."

Vorant Keller, in seiner barockhaft-jobalen Ue- den Paraphrasen tröstend, entgegnet:

„Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durch's Morgengrüb' kam hergefahren —
Wer möchte da nicht Fahrman sein?"

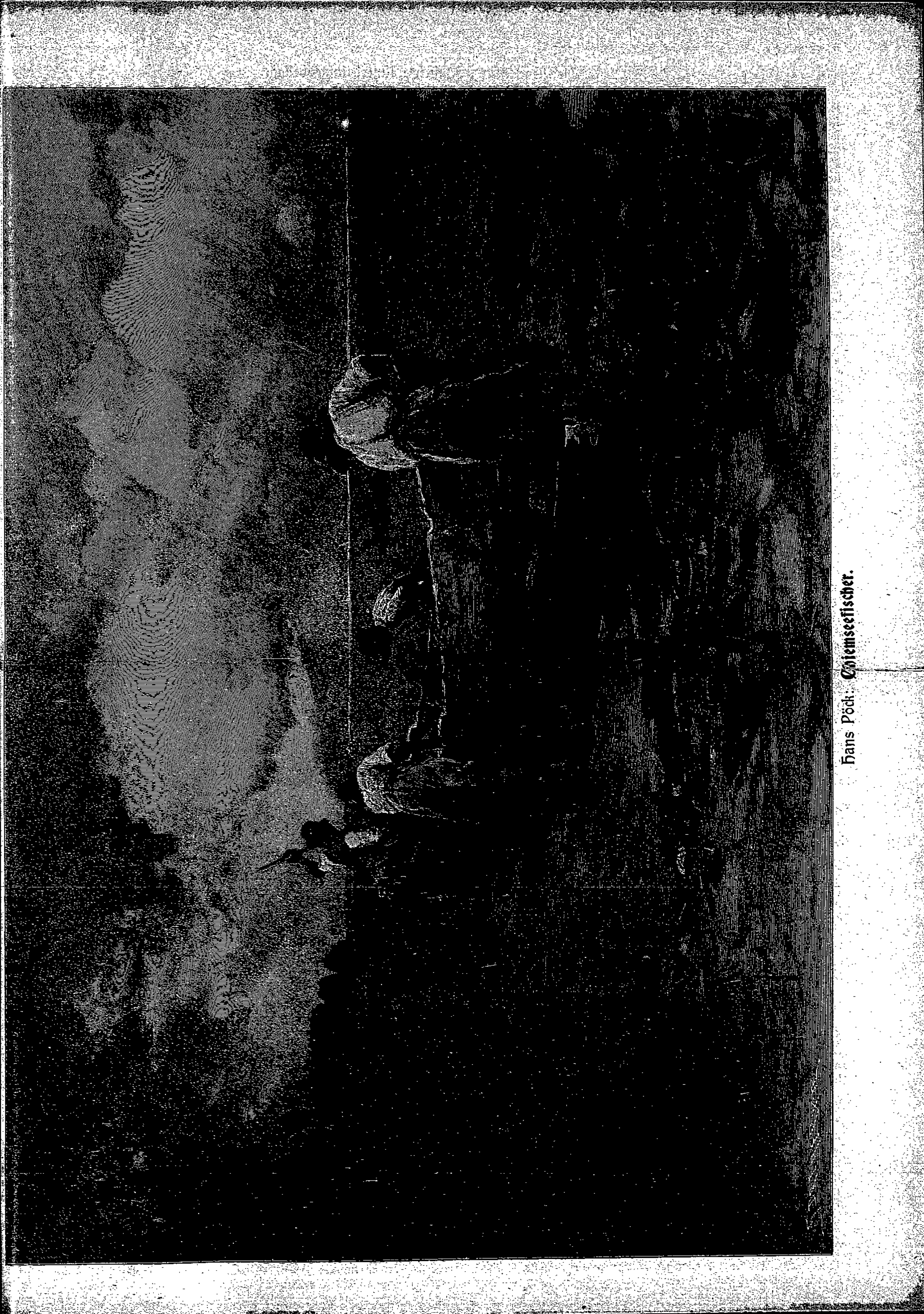
„Dann hóg' ich mich, ein sel'ger Becher,
Wohl über Bord, von Kränzen schwer,
Und gösse langsam meinen Becher
Hinab in das verlass'ne Meer."

Flissaken.

Von Otto Breitmann.

Wie ein Nest, wie ein armeliges Ueberbleibsel alter, untergegangener Kulturen sieht das Fahrzeug der Flissaken, das Reichstloß, aus. Es scheint aus der Zeit zu stammen, da alle

* Vergleiche über diesen Gegenstand die sehr interessanten Ausführungen von J. Renard in seinem Werk: „La methode scientifique de l'histoire litteraire.“ Paris, Lemerre 1900.



Hans Pöck: Ostseefischer.

technischen Künste noch in den Kinderstufen stecken. Und nichts ist sonderbarer, als so ein dürftig zusammengedrehtes Floß neben einem modernen Dampfer zu sehen. Hier eine Menge roher Balken oder Bretter, roh aneinander gefügt. Bangsam, bedächtig läßt es sich vom Wasser vorwärts treiben. Dort ein häßig die Wellen durchschneidendes eisernes Schiff. Es rumpelt und humpelt, dröhnt und zischt in seiner Nähe, während auf dem Floß nur das leise, melodische Plätschern der Wellen gegen das Holz zu hören ist.

Krafter können sich alte und neue Zeit kaum gegenüber stehen, als in diesen beiden Transportmitteln.

Nicht allein das Fahrzeug selbst, auch seine Beförderer, die Flößer oder Flößler, wie sie jetzt noch ihrer polnischen Bezeichnung (Flößer) genannt werden, machen einen so merkwürdigen Eindruck. Schmutzig oder irgend welche Fußbekleidung kennen sie nicht. Nur der Flößler oder irgend einer von ihnen, der schon öfter in das deutsche Weichselgebiet herabgefahren ist, stolzt in hohen, verbeim Wasserstiefeln einher. Es ist ein Genuss, ihre gesunden, unmerklichen Füße zu sehen, wie sie sich bei der Arbeit gegen die Balken stemmen und sich gelenkig in dem Holz festklammern. Aber aus West- und Mitteleuropäer berührt es doch sonderbar, diese nackten, schon entwiderten Füße zu sehen. Wir sind an das erzwungene Schuhzeug allzusehr gewöhnt, als daß uns nicht Natürlichkeit als Unnatur erschiene.

Man ist sich der rechte Flößler noch streng von uns unterscheidet: er trägt das Hemd über der Hose, anstatt es, wie wir, in die Beinkleider hineinzustopfen. Die wenigsten Flößler besitzen mehr Kleidungsstücke als eine kurze, weite Leinwandhose und ein darüber hängendes, blaues wolliges Hemd, sowie einen matten, durchgefalten, verwitterten Hut. Ein Riemen oder ein Strick hält das Hemd über den Hüften zusammen. Wenn sie ein Boot haben genommen, sind in der Natur, schweben sie, wie wohl noch mit

einer alten Rinde, die durch unvorsichtigen Gebrauch verloren gegangen und noch ein Stück alter Nationaltracht, die eingetragene, knappe, armseliche. Aber wie sich alles Bodenwässrige in unserer Zeit der allgemeinen Mode weicht, so auch diese Rinde, die etwas aus dem Mittelalter an sich hat.

Ebenso schweben auch die dünnen Schiffspege; an ihre Stelle treten die überall gebräuchlichen Mantel natürlich um bei den Flößlern. Die Mannschaft kann sich solchen Luxus nicht erlauben. Nur hier und da sieht man noch einen Fels. Im Winter werden die Haare noch immer geschoren. Brennt aber die Sonne sommerlich hervor, dann wird die Haarpege nach unten gelassen und Sommer und Ost können dann die gewöhnlich verfallene Pege wieder reinigen. Manche dieser Pegeträger haben sich so an das Kleiden gewöhnt, daß sie es selbst in der brütendsten Sommerhitze nicht ablegen.

Nur noch man nicht glauben, daß ihr hiesigen Kleidung im letzten Zustand ist. Bald kommt an Stelle halb ein Überziehen, halb ein anderer Körpertheil blaues Flachs in die Wasserwelt. Und es wäre wirklich zu verstehen, daß man sich Abends auf eisener Landstraße vor ihnen hinsetzen könnte.

Es sind aber noch recht harte Geister, diese Flößler. Nur selten ist das zu erkennen, aus demselben tritt es zu Tage, wenn sie sich nach dem Abend zu ihrem Fahrzeug anschicken. Da kommen sie bei dem „Schiffen“ des Flößlers an. Es ist das große auf dem Fahrzeug. Die anderen haben sich meist nur aus Holz oder Eisen zusammengeschraubt, in die man sich hinein setzen kann. Es ist das große auf dem Fahrzeug. Die anderen haben sich meist nur aus Holz oder Eisen zusammengeschraubt, in die man sich hinein setzen kann. Es ist das große auf dem Fahrzeug. Die anderen haben sich meist nur aus Holz oder Eisen zusammengeschraubt, in die man sich hinein setzen kann.

Der Flößer des Nordens ist fast noch ein wilder Mann und entsprechend ungeschickter. Auch ist es ihm gewöhnlich und unbekannt, sich überhaupt um irgend welche Aufmerksamkeiten, aus ungeschickten

Brettern zusammengefügt. Seine Thür ist mit einem Bohrhängeschloß versehen und oberhalb der Thür und in der hinteren Wand ist es gelegentlich wohl mit einem kleinen Glasfenster ausgestattet. Selbstverständlich bildet der Giebel zugleich auch die Seitenwände, reicht also bis auf den hier von einer doppelten Balkenlage gebildeten und daher gesicherten, trockenen Boden. In einer Wade mit gleichmäßigen vier Wänden reicht die Baukunst der Flößer meist nicht.

Vor diesem Buchen des Flößlers, das nicht nur durch seine Größe, sondern auch durch eine davor auf schlanke Stange flatternde Fahne kenntlich ist, befindet sich die Feuerstelle des Floßes. Der Herd ist so primitiv wie möglich, und weit entfernt von unseren Kochmaschinen mit Kofl, Feuerloch, Aschenloch und Topfringen. Etwa acht kleine dicke Kohlenstücke sind zu einem länglichen Biered zusammengelagert. Den Boden bilden ein paar dicke Holzstücke. In dieses Biered wird Sand geschüttet und auf diesem mit trockenem Holz Feuer gemacht. Das Essen, Straußsuppe, Reis, Kornbrei, Kartoffeln mit Schweinefleisch, wird in kleinen, bauchigen, trockenen Töpfen beigelegt — für Jeden gewöhnlich ein Topf, selten in einem gemeinsamen Kessel — und die ganze Mannschaft sieht zu, wie die Speise gar wird. Einige sitzen auf der Bank des Flößlers, Andere hocken auf einem niedrigen Holzblock, die Meisten aber müssen stehen, da ihnen eine Sitzgelegenheit fehlt.

Es ist eine primitive Kocher. Und es fällt den Flößlern auch nur schwer ein, sich ihr Leben etwas bequemer zu machen. Anstatt sich den Herd auf einige Holzplättchen zu stellen und ihn damit in Handhöhe zu bringen, hocken sie sich fortwährend und bereiten ihr Essen in dieser unbequemen, behindernden Stellung. Man sieht, daß ihnen noch die leichte Beweglichkeit und Geschicklichkeit, die angeregte Intelligenz unserer heutigen Kultur fehlt. Sie erschauern sich noch um das Leben.

Vor besagtem Wind, der in den Weichselufer weht, sind sie wohl geschützt, und ihre Feuerstelle nur ein kleines Gleichgewicht aus Nuthen, das sie wie einen Wandschirm benutzen. Da unterhalten sie sich auch Feierabend, wenn sie am Ufer vor Anker gegangen sind, auf harmloseste Weise. Einer von ihnen spielt eine kleine Harmonika oder eine Geige; auch sieht man noch das immer mehr verdwindende russische Nationalinstrument, eine Art Balalaika, die einer Gitarre ähnlich ist. Dazu tanzt wohl Dieser oder Jener. Manchmal singen auch Alle zusammen schwere düstere, drohende Weisen oder behende, leichte Lieder mit schnellem Rhythmus. In anderer Zeit messen wieder zwei übermüdete Burschen ihre Kräfte in einem Ringkampf.

Aber das Alles trägt den Charakter des Spielrührigen, Knabenhaften und hat nichts Bösartiges an sich.

Uebrigens ist ein Weichselfloß nicht etwa so ein schnelles Fahrzeug, wie man es in den märkischen Gewässern sieht. Ein richtiges Weichselfloß besteht aus einer ganzen Anzahl solcher Flöße, die übrigens in der Fachsprache Trassen genannt werden. Diese Trassen kommen aus den schmälern Zuflüssen der Weichsel, aus den weiten Eichen- und Kiefernwäldern der polnischen Landschaft. Im Weichselstrom werden sechs bis zehn Trassen nebeneinander geschifft, und man ist erst das richtige Floß hergestellt. Es schneit wie eine große Insel den Strom hinab. Und mit einem gewissen Recht werden die großen Holzlager, die sich von Danzig aufwärts viele Meilen weit erstrecken, Holzweiden genannt. Nur daß die ganze Farbe des von der Sonne und überströmendem Wasser gebleichten Holzes nicht ganz zu dieser Bezeichnung passen will.

So ein richtiges Holzschiff giebt allerdings eine gewisse Sicherheit gegen die Gewalt des großen Stromes. Und es ist auch leichter zu beschützen, als die dem Mittelbecken bekannten Flöße, die nur aus ungeschickten Rundstämmen bestehen. Die meisten Weichselflöße sind aus behauenen, roh-hierholigen Holzern zusammengelagert. Noch nicht der fünfte Teil der über die deutsch-russische Zollgrenze bei Sabis herübergekommenen Holzern waren

sogenannte Rundhölzer, also vollkommen unbearbeitete Stämme.

Die zahlreichen Schneidemühlen an den Ufern der Weichsel, ihrer deutschen Nebenflüsse und der benachbarten Kanälen haben dadurch bedeutend weniger zu thun, als in vergangenen Jahren. In Rußland hat sich eben inzwischen die Schneidemühlindustrie ganz erheblich entwickelt. Und wenn die Flößer auch nicht in vollkommen gebräuchlichem Zustande über die Grenze kommen, so ist der deutschen Schneidemühl doch schon viel Arbeit weggenommen. Und das will nicht wenig bedeuten. An einzelnen Stellen der Weichselufer, z. B. oberhalb Danzigs, erhebt sich eine Schneidemühle neben der anderen. Und wenn man bei einer Strombiegung glaubt, an der letzten vorbeigefahren zu sein, so ragen dahinter immer wieder andere Schornsteine, immer wieder andere Schneidhäuser auf. Und das schnurrende Geräusch der arbeitenden Sägen kommt einem nicht aus den Ohren.

Im Allgemeinen glaubt man wohl, Rußland führt nur Kiefernholz aus. Aber das ist ein Irrthum. Gerade sein Eichenholz wird sehr verlangt und zwar besonders von England, das die russisch-polnisch-österreichische Eiche der geringwertigeren amerikanischen Eiche vorzieht.

In letzter Zeit war allerdings die Nachfrage nach dieser europäischen Eiche stark zurückgegangen. Vor Allem wegen der gewaltig hochgetriebenen Preise. Fast alle Artikel aus Kiefern- und Tannenhölzern wurden stärker begehrt. Die hohen Preise sind darauf zurückzuführen, daß der stetig wachsende Bedarf der drei Holzproduzirenden Länder, Deutschland, Oesterreich, Rußland, besonders in Rußland und Oesterreich, die Wälder in erreichbarer Nähe vernichtet. Mit dem zunehmenden Bahnbau bringt man zwar immer weiter in bisher unberührte Holzdistrikte. Aber die, wenn auch geringfügige Steigerung der Arbeitslöhne, hauptsächlich aber die Schwierigkeit und Vertheuerung der Ausfuhr, aus den Forsten zu den Eisenbahnen und Flüssen, die längeren Eisenbahnstrecken und erhöhten Frachtpreisen belasten den Holzpreis in einem solchen Maße, daß nur bei sehr hohen Preisen die Produktion und der Versand rentabel werden.

Die Höhe der Preise nötigt den Konsum, nach Ersatz auszusuchen. So hat in den letzten Jahren die früher arg vernachlässigte Lanne plötzlich große Beachtung gefunden, weil ihr Preis sie zum Ersatz der Kiefer brauchbar machte. Während 1897 nur 16 043, 1898 schon 50 082 Stück tannene Balken und Mauerlatten die deutsche Grenze überschritten ist diese Zahl 1899 auf 144 815 Stück gestiegen hat sich also in einem Jahre nahezu verdreifacht.

Auch bei den Eisenbahnschwellen, einem Hauptzweig der Flößererei, ist ein Umschwung eingetreten. Die Kiefern-Schwelle hat die eichene zurückgedrängt. Das kommt allerdings noch nicht in den Ziffern des Jahres 1899 zum Ausdruck. Aber die Kaufmannschaften des Ostens berichten, daß der Markt für Kiefern-Schwellen bis zum Jahreschlusse recht blieb, während ziemlich bedeutende Posten eichener Schwellen unverkäuflich in den Händen der ursprünglichen Eigener zurück blieben.

Im Ganzen betrug die Einfuhr aus Rußland nach Trassen 1897: 1798: 2223, 1899: 2232. Die letzten Jahre haben also eine ziemlich Steigerung gebracht. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Bahnen, die früher durchaus nicht für Holztransport in Betracht kamen, jetzt nicht weniger Holz fortzuschaffen. Sommerhin hat die Flößererei ihre Bedeutung. Erstens bedarf sie nicht besondere Fahrzeuge. Das Material, die Ladung, ist ja gleich auch Fahrzeug. Und zweitens sind die Löhne der Flößer so geringe, daß sie immer noch mit anderen Transportmitteln konkurriren können. Man muß nur gesehen haben, mit welcher Bedürfnislosigkeit diese Menschen sich durch's Leben bringen. Großer Anspruch auf Fleisch und auf bessere Kost machen sie nicht. Das geht ja schon aus ihren primitiven Kochgeräthen hervor.

(Schluß folgt.)

↳ Weisser Mohn. ↳

Erzählung von Elisabeth Möhring.

(Schluß.)

Über das Watt kamen schon die Frommen, da sang das Mädchen noch — Lieb um Lieb, bis es draußen auf dem Aa laut wurde von denen, die auf der stillen Warf Gräber haben.

Dann kam auch Ohm Ole, und als Karen ihn sah, wußte sie, daß das schöne Boot nicht heimkam, und sie nannte drum nur den Namen ihres Verlobten.

Mit 'ner norwegischen Dirne weg. Oha! der Hund! Hundertmal sagte der Mann, der seines Einzigen Noos nun kannte: „Oha! der Hund!“ Karen hatte kein gutes und kein böses Wort. Die Wiege aber rühte sie wieder an ihre Bettstatt.

Nie sah sie Einer weinen, aber etwas Herbes trat in das Gesicht, weil Hatje Kristen sie um das Beste im Frauenleben gebracht; und eines Tages trug sie die Wiege hinaus, und Ole Kristen sagte ihr: „Oha! der Hund.“

Wiel sprach der Alte nicht; er war ein Halligfriele, Einer, der sich auf seinen Feiertagen gefreut hatte und auf Die, welche nach seinem Einzigen in dem alten Hause leben würden. Manchmal kam ihm ein Grimm, daß er die weißblauen Wandfächer hätte herausreißen mögen, an die nun kein Kind seiner Art mit den Fingern tippen würde. Wie das schön gewesen war früher, als — „Oha! der Hund!“

Und der Alte paffte aus seiner kurzen Pfeife, daß blauer Qualm die Wand zudeckte.

Nie ging jetzt Ole Kristen mit Karen zu den gewöhnlichen Upsatten in der Freundschaft, und die Freunde wußten, daß sie ihm etwas Gutes thaten, wenn sie nicht zu ihm kamen. Nur Dierk Haas, der neue Lehrer, war oft beim alten Kristen. Der wußte etwas von Tromsø — da oben. Denn einmal war ein Brief gekommen, in dem etwas von Tromsø stand, und das Schreiben war von Hatje aus Bergen. Mit einer Expedition wollte er fort, die in die Eisnacht hinter Tromsø ging.

Der Lehrer mußte wissen, wie das gemeint war. Eines Sonntags, als Dierk Haas Kirche gehalten hatte für den kranken Pfarrer von der Hallig brüben, blieb Ohm Ole zurück, bis der Lehrer an ihn vorbeikam. Sie standen just unter dem Vänenschiff, das der König Christian geschenkt, unter dem alten Völschiff, an dem die ersten Träume eines jeden Friesenjungens hängen.

„Oha! mit allen Segeln! oha! Dat wör!“ Und Ole Kristen legte dem jungen Lehrer seine mächtige Rechte auf die Schulter, und die andere Hand wies nach oben, wo das Kirschenschiff im Zuge schwankte. Dierk Haas wußte um die Gesichte vom verlorenen Sohn seiner Hallig, denn die Geheimnisse haben einen kurzen Weg über die Insel, und er schüttelte dem Alten, der ingrimmige Thränen lachte, die brave Hand. Da fragte Hatje's Vater nach Tromsø. Der Lehrer wußte nur, daß es hoch hinauf war, aber er wollte nachlesen in seinen Büchern.

Am Abend ging Dierk Haas zu Ole Kristen, und Karen mußte Theepunsch machen vom besten Krum. Von Tromsø hörte da Karen, und von der armen Nacht und von Fjeld und Fjord und von Bielen, die dort erfroren sind, Bruderherz an Bruderherz. Und unten stöhnte das Meer, als ob es aller Menschen Lasten trüge, denn es war um die Lage der Stürme, wo der Gonger über die Watten in die Hallighäuser geht und die Zeiger der Uhren anhält, wenn das Lickack eines Friesenherzens stille geworden ist.

Oft kam im Winter drauf Dierk Haas — um von „da oben“ zu erzählen und Karen zu sehen, und ihre Seele zu erkennen — die arme Seele, in der wiegende Madonnenlieder verklungen waren.

Wie gesund das Mädchen war, gesund wie er selbst! Er hatte in Büchern gelesen, daß Frauen vertümmern, wenn eine Hoffnung sie betrügt. Karen war nicht so Eine, und sie hoffte auch nicht mehr,

denn sie fragte nie, wer und wie Viele von da oben aus der Nacht zurückgekommen wären. Es war so sicher, daß Hatje Kristen in der Nacht hinter Tromsø an einem Bruderherzen einschloß — auf einer graufigen Scholle. Sie wollte auch weniger von der blutigen Sonne hinter Tromsø hören, als der Alte, der immer dachte, wo Sonne ist, ist auch Leben.

Drum kam es, daß Dierk Haas Karen fragte, ob sie seine Frau werden wolle.

Blas würde sie da. Sie standen auf dem Sill von Ohm Ole's Haus, und es war zur Tagesneige, wo ein rother Sonnenstreifen Meer und Himmel schied, und die Fluth ruckte das Wasser.

„Wenn das Bruderherz, an dem Hatje Kristen sich in seiner Todesstunde wärmen wollte, mir den anderen Ring bringt, dann, Dierk, sollt Ihr ihn haben. Ihr werdet nicht dahingehen, wo das Fjord donnert, und wo keine Sonne und kein warmes Leben ist. Und ein fremdes Mädchen wird Euch auch nicht von Ehre und Treue frohlocken, Dierk?“

„Nie, Karen.“

„So wartet, Dierk. Eine Braut, wie ich, ist wie eine von den vielen Frauen hier, die nicht wieder freien, weil ihre Männer noch leben könnten. Ihr wißt — wie Meiste Johannsen und Trinte Olafson.“

In der Nacht schlich Karen sich nach drüben in den Raum hinter der Küche, wo ihres Ohms Theerjacket und alte Südwester lagen und alte Neze, und wo in dem alten ausgebeuteten Krain die Wiege stand, die keinen Zweck mehr hatte. Hatje's Ring wollte sie unter das geblünte Kopfkissen legen, so legte sie alles Frauenhoffen bei Seite.

Manchmal that Dierk Haas die gleiche Frage und bekam die gleiche Antwort von Karen. Dann kam ein neuer Frühling, der das Glück auf die Hallig bringt, und Ole Kristen bekam einen Brief aus dem Seemannsfrankenhaus in Hamburg; er möge seinen Sohn Hatje holen, denn es werde nicht anders werden mit den erfrorenen Beinen. Ueber die Hallig lief es, daß Hatje Kristen nicht mehr „da oben“ wäre, und Männer und Frauen gingen zu Ole und zu Karen, sich mit ihnen zu freuen. Es gab ein vergnügtes Upsatten im Kristenhause, bei dem der Alte hundertmal sagte:

„Oha! Dat mit den Beinen? Oha! Dat is all untklang.“ Halligfriele und Halligstrimpfe würden besser helfen als Doktorkrum. Karen aber war still und hatte wieder kein Wort zum Guten und Keins zum Bösen. Als Dierk Haas in der lauten Freude der Anderen nach ihrer Hand greifen wollte, die so oft den Theepunsch verschüttete, daß Alle über sie lachten, lief sie zur Thür hinaus, den Aa herunter zum Watt, und als sie die Mäwen sah, die ihre Bruststellen suchten, schrie sie wie eine Irre:

„Stadenmuffete! Stadenmuffete!“ wie die weißgrauen Vögel in ihrer Angst thun.

Ole Kristen holte den Sohn, und Geld schickte er zum Pfarrer auf der Hallig drüben, „das Meer zu bedanken“ für Hatje's Heimkehr. Dierk Haas aber war müdefahren, Karen's Verlobten heimzubringen.

Nun waren sie oben am kleinen Garten, wo wenig Raum ist für Blumen, die zur Freude blühen. Da legten sie Hatje nieder, und Ole Kristen gab jedem Träger die Hand und sagte nichts, nicht einmal: Oha! Karen stand weit hinten in der Diele und ihre Augen glitten von Hatje, der ein Krüppel war, zu Dierk Haas, der ihn nun auf seine Arme nahm und über den Sill trug.

„Hatje!“ und Karen kam mit zitternden Knien heran, und ihre Hände glitten an den schlaffen Beinen des Niesen auf und nieder.

„Das ist so mit den Beinen, Karen, oha, Deern!“ Ohm Ole sagte das und schritt zum Befehl.

Wo die meiste Sonne im Raume war, legte Dierk Haas den stillen Hatje Kristen nieder, und das war auf Karen's Bett.

Dann ging er, und als er unter dem Fenster

vorbeisritt, sah er hoch und sah Karen, die Braut, die nun wohl nie Frau und Mutter werden würde, und der er nun nie mehr von der Nacht am Pol erzählen brauchte, weil sie der kalten Nacht selbst genug hatte unter der Halligsonne.

Hatje lag noch lange mit geschlossenen Augen. Er hatte es sich so angewöhnt in den Monaten im Krankenhaus, und er scheute das Licht, das über seine Schande leuchtete. Karen brachte ihm Porreusalat und Theepunsch, aber er wollte nichts.

Ole sah am Fenster und paffte. Er hatte den Kopf gestützt und hockte mit krummem Rücken, als ob seine Wirbel brächen unter der Last da auf dem Mädchenbett.

„Dat is so as 'n Brack, Karen! Min Hatje is so as 'n Brack.“

Weiter gingen des Alten Gedanken nicht. Er hatte auf seinen Fahrten um die runde Erde unzählige Bracks gesehen, aber was für ein Herzeleid solch' Brack ist, begriff er wohl nun erst an seinem Einzigen.

Das Eis und die Nacht hinter Tromsø waren schuld und schließlich auch die Dirne in Bergen, aber an Hatje war keine Schuld, als daß er den Kurs verloren. Und das kommt vor. Als über das Meer die mattfarbigen Abenddünste glitten und Schatten um Schatten auf die drei stillen Menschen fiel, schlich Ole Kristen zu seinem Sohn, um nach dem Furchtbaren da oben hinter dem schrecklichen Breitengrad zu fragen, und seine bebenden Finger tasteten auf den erfrorenen Gliedern des Polsuchers umher. Der bewegte die Lippen und fand kein Wort. Er merkte, wie der Vater ihm wohl thun wollte, aber er fühlte nicht das zärtliche Streicheln, weil seine Beine todt waren, und er zog des Vaters Hände empor zu seinem verfallenen Gesicht.

Kein Wort sprach Hatje Kristen von der Nacht, aus der er kam, aber daß es nicht die hinter Tromsø war, merkte Karen, die eines Mannes verzweifelt Schluhzen hörte, und sie tappte sich in den dunklen Raum, wo sie den Ring verborgen hielt, und weinte auch.

Eine unendliche Stille war nun im Kristenhause auf der Todtenwarf.

In einem Sonnabend, als Ole Kristen noch nicht zurück von Husum war, wo er einen Fahrstuhl kaufen wollte, und Karen hin und her ging, um nicht Hatje's wandernden Blick zu sehen, sah Dierk Haas auf einen Augenblick ein.

„Du wirst nun wohl den Lehrer freien, Karen?“ fragte Hatje, als der Besuch wieder fort war.

„Er fragte mich darum, Hatje, aber — da sind zwei Ringe, die — aber ich habe den nicht gesehen, den ich Dir kaufte an einem frohen Tage in Husum. Hast Du ihn in Tromsø gelassen?“

„In Tromsø? Oha, Karen! In Tromsø, wo der Mohn weiß blüht?“

„In Tromsø, Hatje, wo die Nacht so lang ist.“

„Die Nacht? Oha — ja, in der Nacht von Tromsø ist Dein Ring. Verstehst Du das, Karen?“

Sie war doch ein Weib, sie mochte es ahnen.

„Sieh', Karen, da war ein Mädchen, wie es bei uns nicht leben kann, eine ganz schlechte Dirne, die nur warm am Golde wurde. Aber — oha, Deern, Du weißt nicht, wie das ist. Du hast auf mich gewartet, Du bist ein Halligmädchen, Du weißt nicht, wie solch' eine Dirne ist. Kennst Du weißen Mohn — den Mohn von Tromsø? Mohn macht milde. Oha — die Dirne war wie der weiße Mohn — das war die Nacht von Tromsø, obwohl ich Tromsø nie gesehen. Als die Nacht vorbei war, die nicht lang war, wie die auf Tromsø hoch sein soll, kam — — oha, Deern.“

Und er schwiwg und stöhnte.

„Laß doch,“ sagte Karen, „ich weiß, Du warst auf einem fremden Schiffe — weiß Gott wo. Und das Schiff lag im Eise, und dann kam das Andere.“

„Ja,“ sprach Hatje Kristen, „es war so schön.“

Ich ging durch weißen Mohn und wollte der Dirne nach, die Deinen Ring noch immer hat."

"Daß doch den Ring."

Er hörte nicht, er sprach ganz leise weiter:

"Und jede Nacht schlaf ich in weißem Mohn, und wenn ich wach werde, lieg ich in Mutter's Bett, wo einmal die bunte Wiege stand. Steht die nun in der Kammer, wo Du schläfst? Ich will sie Dir und Dierk Haas schenken an Eurem Hochzeitstage."

Karen stand das Herz still. Er sprach so oft verlorren. Der Arzt aus Husum hatte nicht viel gesagt, aber — Hatje Kristen starb ab; es waren auch nicht nur die Weine, die todt waren, an den Wirbeln froch die Starre hoch. —

Nie wieder sprachen Karen und Hatje so zusammen. Der Alte ging kaum von seinem Sohne und fuhr ihn in dem theuren Stuhle auf dem Platt umher.

Wenn die Frauen Karen nach ihrem Liebsten fragten, wußte sie manchmal nicht, ob sie Hatje oder Dierk meinten, denn des Lehrers Freien war nicht geheim geblieben. Die Kristen jedoch wachte eifersüchtig über Karen, und obwohl er nie vom Heirathen sprach, so blieb doch das Mädchen seines Sohnes Braut.

Dierk Haas aber wollte sein Recht vom Leben, und es war an einem Sonntag, wo er den Alten

im Karen befragte. Sie standen im kleinen Garten, und das Fenster, an dem Hatje in seinem Stuhle fast den ganzen Tag vor sich hinstieß, war auf.

Er war aber wach gewesen und hatte verstanden, daß das Gespräch um ihn und Karen ging und um das Geld, was er von Karen bekommen, um die Nacht zu kaufen, und daß sein Vater nicht wollte, daß sie um das Geld käme und also noch Hatje's Frau würde, wenn er den Stuhl nicht mehr brauchte. Denn man hatte schon allerlei erfahren, wie die Doktoren sich irren. Dierk Haas sagte, daß er dann fort wolle von der Insel, weil er es nicht ansehen möchte, daß Karen auf ein Wunder warte; und dann ging der Lehrer in die Kirche, weil das Pastorboot schon in Sicht war und er das Vorsingen hatte.

Nachher waren Ole und Karen und Hatje zusammen im Pefel; da fragte der Alte das Mädchen, ob sie sich nicht für Hatje's Braut hielte, und Karen antwortete, daß sie es bleibe, so lauge Hatje es wolle, und ging in die Küche, um allein zu sein, denn sie wußte, wie Ole auf solche Reden kam. —

Es war dann nach der Kirche, da ging Ole Kristen zur Schule, und als er wiederkam, brachte er Dierk mit, der ihm mit einem Schwur versprach, für Hatje einen Bruderplatz im Hause zu haben, wenn —

"Oja, Deern!" sagte er, als er an dem "Wenn"

bei seinem Bericht war und ließ sich auf einem Büfenschmel in der Küche fallen, und dann schlief er zu seinem Einzigen, der nun wirklich an seinem Fensterplatz eingeschlafen war und in dem Mohnfeldern da oben einer wilden Dirne nachließ.

Ein Jahr darauf, im hohen Sommer, stand auf der Schulbank der zur Hochzeit besagte Mastbaum und in Ole's Garten blühte weißer Mohn mit lila Schatten. Den hatte Dierk Haas aus einer Blumenstadt kommen lassen für Hatje, der ihm am Hochzeitstage die alte Wiege schenkte. Ohn Ole aber soll nicht mehr, daß die Kristenwige ihr altes Haus verließ. Den hatte der Gram erstickt, wie die Leute meinten, es war aber der Schlag gewesen. —

Hatje hatte seinen Bruderplatz, und Karen that ihm viel Liebes, und im Sommer stand sein Stuhl immer in dem schönen Mohn. Dann schlief er viel und närrte Karen oft mit dem Namen der Tromboer Dirne. Wenn er aber Karen's Kind in der alten Wiege ruckte, wußte er wohl, daß die blonde Mutter mit den ruhigen Augen "Karen" hieß. Und Karen's Knabe wurde groß und ragte schon über Ohn Hatje's weißen Mohn weg, da war der Polstücker Hatje Kristen in der Nacht, die länger ist als die von Trombo. —



Ich aber seh' die Halme wehn . . *

Wo nun die hohen Häuser stehn,
Bog einst der Wind die grüne Saat —
Wir ist, ich seh' die Hehren wehn
Um einen schmalen, stillen Pfad.

Wir ist, als jöge noch der Duft
Des Chytrians von den Feldern her.

Was uns ein Leuchten in der Luft,
Was uns seit jedem Jahre mehr

Hob, aufgeschwehrt von unserm Schritt,
Wohl eine Lerche sich vom Nest
Und fragte zwitschernd: „Kommt ihr mit?“
Was aber hielt die Erde fest!

Denn wie die Erde damals war,
So hell, so schön . . . da liebe Zeit!
Und meine goldnen, sechzehn Jahr,
Und unsre junge Seligkeit —

Die hohen, grauen Häuser stehn
Ja langen Reiben steif und grad' —
Ich aber seh' die Halme wehn
Um jenen schmalen, stillen Pfad. —

Hana Ritter.

Chironomischer. Wieder ist ein Zug gelhan, der letzte. Die Seele, die sie zum Jang gewahrt hatten, war gut: Die Fische lieben Schilf und Röhricht, das hier wie eine physische Landzunge sah in den See hinein.

Es konnten mit dem Jang zufrieden sein. Jetzt geht es heimwärts. Drei Schiffer sind in's Lager gegangen, um das Boot mit der Spitze dem Gemeintheil zuzubringen. Reicherliche, kräftige Männer sind es: hochgewachsen, mit breiter Brust und watten Brusteln. Die Hosen sind bis zum Knie aufgeschwemmt, die große Schnur hängt bis zum Knie herunter. Die Hosen hängen die hinsten Arme aus den weissen Hemden, und der Hut jagt aus, daß wir es mit Nachsehen, mit Fischen vom Chytrier, zu thun haben. Der jüngste Karst hat hinten am Gürtel und jensei von dort aus mit der Stange das Boot zu haken.

Es ist ein Eifer hinter Arbeit, das die vier Kameraden anstehen. Der Himmel hängt voll Wolken und eine feste Schüssel liegt über dem Wasser, die alle Schiffer umgibt und arbeitslos macht.

Es zum Gemeintheil, das von anderen Ufer des Sees hinter den Bäumen herüber, ist's noch ein

* Nach: "Schiffahrt". Neue Schiffe von Hana Ritter. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Verlag.

ziemlicher Reg, der mit dem beladenen Boote doppelten Schweiß kosten wird. —

Friedrich Nietzsche in seinen Schulaahren charakterisiert Dr. Paul Deussen, ein Mitschüler und Studiengenosse des im vorigen Jahre verstorbenen Philosophen, in seinem Buche: „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) durch verschiedene Anekdoten und Briefe. Ueber die Art und Weise, wie Beide miteinander Bekanntschaft machten, heißt es: Nietzsche war 1858 als Alumnus in Schulstadt eingekerkert, und hier traf er im Herbst 1859 in Oberreith mit ihm zusammen. Es war gerade Zwanzigjährige und ich sah ganz ruhig auf meinem Platze und laute friedlich an meinem Frühstücksbrote, einem sogenannten „Rädchen“. Noch sehe ich Nietzsche, wie er mit dem unsicheren Blick eines hochgradig Kurzsichtigen über die Reihen irrt. Hierbei kam er herüber, wo ich sah, beugte sich herab zu mir und sagte: „Sprechen Sie nicht so laut zu Ihrem Rädchen!“ Ich weiß nicht mehr, was uns zuerst näher zusammenführte. Wir schlossen unseren Freundschaftsbund, indem wir — es war auf dem Schlafsaale, wo ich in meinem Koffer unter dem Bette unter anderen Heimlichkeiten ein Päckchen Schnupftabak aufbewahrte — in einer weisheitsvollen Stunde zusammenkamen und Brüderchaft, wenn auch nicht tranken, so doch schnupften.

Seinem Wesen nach war Nietzsche eine tiefere Natur, alles Schamlose lag ihm gänzlich fern; ich habe viele geistvolle Bemerkungen, aber selten einen guten Witz von ihm zu hören bekommen. Auch aus Sport und ritterlichen Künsten machte er sich damals wenig; denn Turnen war er abhold, wie er denn schon früh zu körperlicher Fülle und zu Kongestionen nach dem Kopfe neigte. Wenn ich ihm etwas vortrug, so gab auch er regelmäßig sein einziges Urtheil zum Besten, welchem er übergehend eine große Bedeutung beilegte. Es bestand darin, daß er am Barren von der einen Längsseite aus den Leib mit den Beinen voran zwischen den beiden Stangen durchschob, was jenseits der anderen Längsseite herunterzukommen. Dieses so einfache Stück, welches ein gewisser Turner im An ausführt, vielleicht gar, ohne die Stangen zu berühren, war für Nietzsche eine schwere Arbeit, bei der er dunkelroth wurde, außer Athem kam und in Schweiß gerieth. Besser waren seine Leistungen im Schwimmen. Dem Knaben war Nietzsche von jeher abgeneigt, höchstens daß er es einmal aus Muthwillen that. Auch im Reiten war er sehr mäßig. Bei allem Sport stand ihm keine große Kurzsichtigkeit im Wege. —

Mittelalterliche Lehrerbildungen. Wohl so alt wie die Einrichtung der Schule selbst, ist die Klage über mangelhafte Lehrerbildung. Theils mußte Geld, nach Gartenwirtschaft, theils der Privatunterricht dem Lehrer das einbringen, was seine vorzeitige Bekande ihm auf jede nur mögliche Weise abnahm. Wie hoch dieser Uebelstand im Ausgange des Mittelalters geblieben war, dafür giebt H. T. Schmid im

fünften Bande seiner „Geschichte der Erziehung“ (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.) einige Beispiele: Ein fests gerügter Uebelstand war die geringe, oft ganz ungenügende Besoldung der „Schulbedienten“. Dieselbe floß aus mancherlei Quellen: einem regelmäßigen Einkommen, welches theils in Geld, theils in sonstigen Entlohnungen, Holz, Wein, freier Wohnung u. dergl., ferner dem Schulgeld und gewissen Einnahmen für die kirchlichen Verrichtungen bestand, je nach den lokalen Verhältnissen. Da die anfälligen Einnahmen meist die Hauptquelle waren, so hatten die Lehrer überhaupt keine feste finanzielle Stellung. In der Nikolaischule zu Leipzig wurde 1540 ausdrücklich bestimmt, die Lehrer sollten sich von ihrem pretio behelfen, aber ja die Schüler nicht übernehmen“, an der Thomasschule hatte der Schulmeister (Rektor) 100 Gulden, die drei Baccalantrei je 40 Gulden feste Besoldung, was aber nicht ausreichend war.

Die württembergische Kirchen- und Schulordnung von 1559 sagt: „Das Schulgeld soll an jedem Ort dem Schulmeister zu seiner Unterhaltung bleiben, und zu solchem Schulgeld haben wir einem jeden Schulmeister ferner eine gewisse nothdürftige Kompetenz und Unterhaltung bestimmt; daran sonder Zweifel sich ein jeder Schulmeister wohl erhalten möge“; ferner „sollen die Schulmeister bei ihrem Amt Wasser, Brenn und Wald, und andere gemeine Almendnießung gleich andern eingeseßenen Bürgern haben“; auch soll „jeder Schul eine gelegene Wohnung, darin die Schulmeister und Kinder ihre nothdürftige und ziemliche Wohnung haben mögen, verordnet werden“. In Nordhausen wird bestimmt: „Die Obrigkeit soll den Schuldienern eine ehrliche Besoldung in guter Münze, prompt und mit gutem Willen und freundlichen Worten“ zukommen lassen, ohne Marren, Fluchen und hartes Anfahren. In Braunschweig erhielt 1574 der Magister scholae 70 Gulden, der Cantor 47 Gulden, die drei nächsten Lehrer je 35, 25 und 12½ Gulden, dazu einige Naturalien, Schulgeld und Gebühren, von Begräbnissen, Brautmesssen und sonstigem“. Besoldungen, wie sie die Lehrer an S. Egidien in Nürnberg bekamen — Kobanus Hessus 150 Goldgulden, die Anderen 100 — waren seltene Ausnahmen. In Dessau war um 1550 der Lohn des Schulmeisters so zusammengesetzt: 50 Gulden aus den geistlichen Gütern, 4 Gulden aus des gnädigen Herrn Kammer, 1 Gulden von den „Kirchenbäckern“, item er hat zwei transitus, da er mit den Knaben in der Stadt umhinet, thut 2 Gulden; item hat von jeglichem Schüler drei Spenden je 30 Groschen, item von jeglichem Knaben im Quartal 1 Groschen, item hat frei Essen und Trinken vom Hof neben dem Kantor und Küster, des hollen sie täglich zu Abend und Morgen, dabei für jeden eine Kanne Bier, item hat frei Feuerwerk, item für den und Gäste anzufingen seine gebührenden Collationes und Accidentalia. —

Nachdruck des Inhalts verboten!